

WANN PACKT UNS DAS HEIMWEH? Beim Kochen vielleicht?

VON BARBARA SCHÄFER (TEXT) UND MONIKA HÖFLER (FOTOS)

Vor 50 Jahren kamen sie nach Deutschland – die ersten Gastarbeiter. Drei Frauen aus dem tiefsten Süden Italiens, dem kleinen Ort San Vito dei Normanni in Apulien, waren dabei. Hier erinnern sie sich an ein kaltes Land, das ihnen Hoffnung und eine neue Zukunft gab

In den 60er Jahren wanderte rund ein Drittel der Einwohner von San Vito aus. Die meisten gingen nach Deutschland



„ICH HABE
GEPUTZT
UND
GEKOCHT.
DAS WAR
MEIN
LEBEN“

Das Ehepaar Albanese kommt nur in den Ferien nach Italien



„DIESE
OPFER
WURDE
ICH NICHT
NOCH
EINMAL
BRINGEN“

Anna Russanna (links) mit Nachbarin Maria in ihrem Haus in San Vito

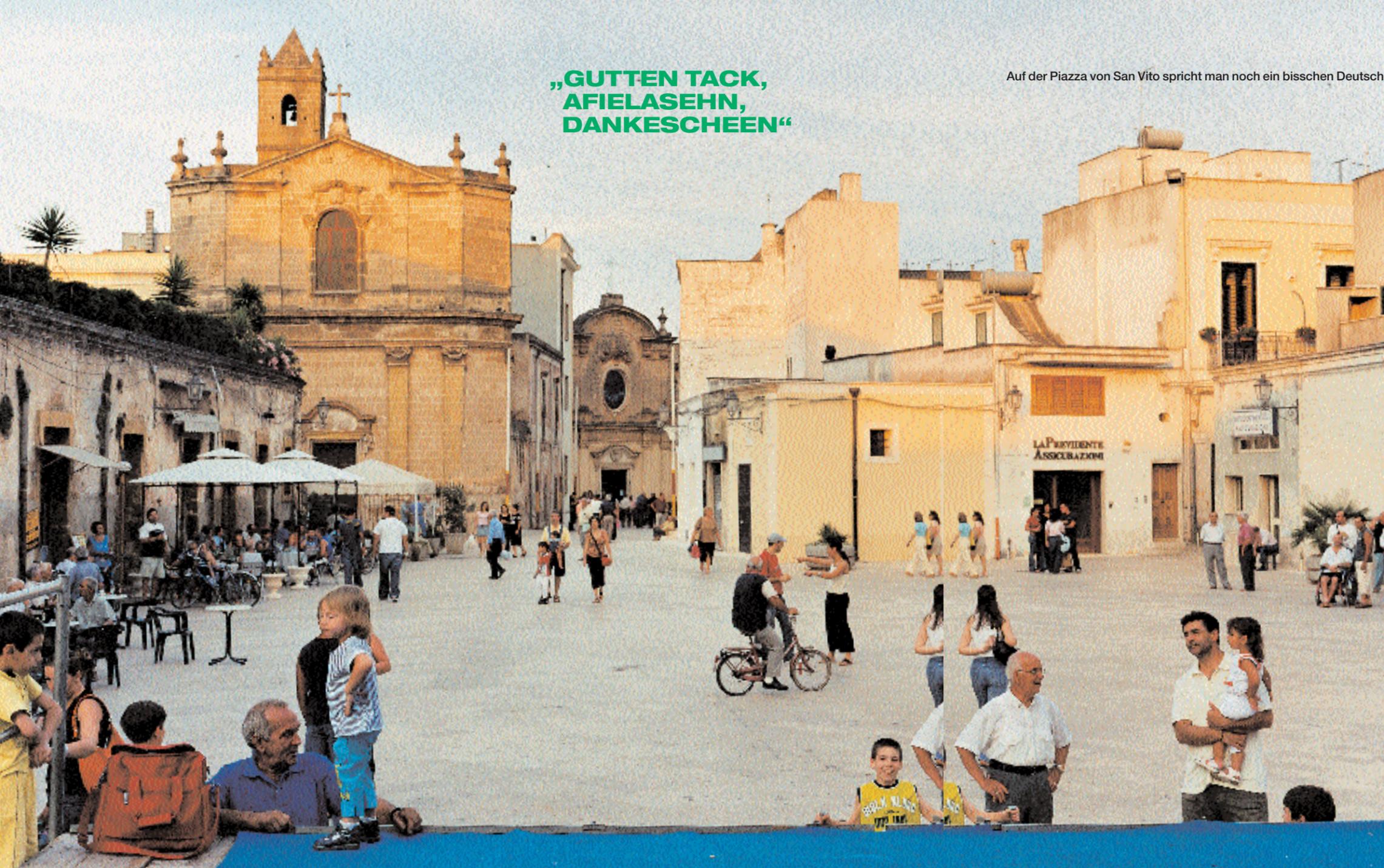


„ES GAB
KEINE
ARBEIT, UND
ES GIBT
KEINE
ARBEIT“

Michela Caramia kehrte nach San Vito zurück. Mit ihrem Mann kaufte sie ein Stück Land

„GUTTEN TACK,
AFIELASEHN,
DANKESCHEEN“

Auf der Piazza von San Vito spricht man noch ein bisschen Deutsch



„Esslingen“ steht in verschnörkelter Schrift auf einem Zinn-
teller an der Wand. Eine Eichen-Schrankwand verdeckt eine
gigantische Fototapete mit Alpensee im Herbstlaub – Spuren,
die nach Deutschland führen, finden sich in vielen Häusern in
San Vito dei Normanni. Von hier, aus der Region Apulien in Süd-
italien, emigrierte in den 60er Jahren rund ein Drittel der 20 000
Einwohner. Die meisten gingen nach Deutschland. Viele kehrten
irgendwann wieder zurück. Wenn heute ein Fremder über die
Piazza schlendert, wachen die alten Männer auf, die im Schatten
der Bar die Hitze aussitzen, erinnern sich ihrer Sprachkenntnisse
und rufen vernüft: „Gutten Tack, afielasehn, dankescheen!“

Damals, in den 60ern, brachten sie alle Energie auf, die die
Hitze zuließ, fragten den Bürgermeister, wie man schnell einen

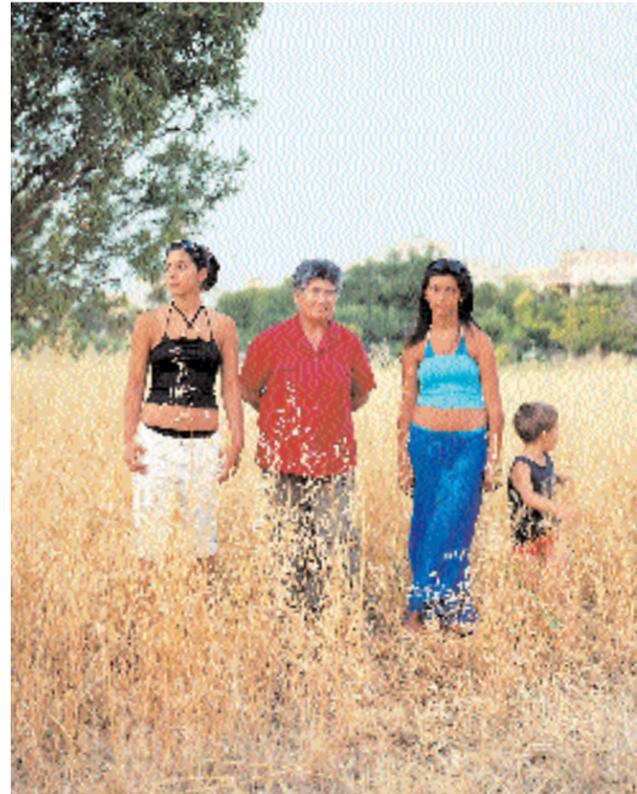
Pass fürs Ausland bekommt. Und ein Cousin oder ein Nachbar
vermittelte ihnen dann eine Adresse. Die Ersten der großen Emi-
grationswelle reisten schon bald mit einem Arbeitsvertrag in der
Tasche ab sowie mit einer bezahlten Fahrkarte.

Warum nur haben Millionen von Italienern das auf sich ge-
nommen, haben sich entwurzelt, gerade sie aus den Dörfern des
Südens, die so verbunden waren mit ihrer Scholle, ihrem Leben
dort? Um das zu verstehen, muss man noch einmal das Südtalien
der Nachkriegszeit heraufbeschwören. Die Familien hatten viele
Kinder, es gab keine andere Arbeit als die auf den Feldern, es gab
keine Perspektiven – und wochenlang nur Brokkoli zu essen. Die
Häuser von San Vito dei Normanni duckten sich in die Ebene,
Straßenzüge endeten in Feldern, und über allem hing die Hitze.

Am flachen Horizont verschmolz der Abend mit dem Morgen,
der Morgen mit dem Mittag, der Mittag mit dem Abend. Alles
schien immer schon so gewesen zu sein und auch zu bleiben. Es
gab keine Kanalisation, keine Pizzeria und für Frauen keinen
Grund, sorglos über die Piazza zu schlendern.

Dann sprach es sich herum, dass im Norden Europas das
knapp war, was San Vito dei Normanni im Überfluss besaß:
Arbeitskräfte. Einzelne wagten sich vor, und sie verbreiteten die
Kunde: „C'è lavoro!“ – dort gibt es Arbeit. Plötzlich tauchte etwas
anderes auf als der immer gleiche, armselige neue Tag: eine Zukunft.
Im Dezember 1955 unterschrieben die deutsche und die italienische
Regierung den ersten Anwerbevertrag. Von 1955 bis 1993 kamen
aus Italien rund 3,75 Millionen Menschen nach Deutschland. ▷

Die Deutschen hießen die Italiener nicht unbedingt willkommen. Sie nannten sie Spaghetti-Fresser, Itaker, Katzelmacher und natürlich Mafiosi. In manchen Städten hingen Schilder an den Kneipen: „Zutritt für Italiener verboten“. Aber dennoch wollen die Italiener bis heute nichts auf Deutschland kommen lassen: Dort funktioniere einfach alles, sagen sie, das Geld komme immer pünktlich, und die Bürokratie sei unkompliziert. Erinnerungen verleihen der Zeit in Deutschland einen milden Schein, denn es waren die Jahre, als sie jung waren und Arbeit hatten. Einigen Emigrantinnen kommt es vor, als hätte es damals nichts gegeben, das dunkle Schatten warf. Andere bereuen tief, dass sie jemals weggegangen sind aus San Vito dei Normanni.



ANNA RUSSANNA, 63, ZOG 1968 NACH REUTLINGEN

Die Auswanderung zerriss die Familie. Ihre Enkelkinder sieht sie heute nur noch selten

„Die Blonde meint, der Schöne sei ihr Bruder, dabei ist es ihr Vater!“ Anna Russanna, 63, sitzt allein vor dem Fernseher und isst einen Teller Pasta. Wenn um die Mittagszeit Besuch kommt, was selten geschieht, erklärt sie rasch die Intrigen ihrer Lieblingsserie, die sie jeden Tag anschaut. Sie kennt die TV-Familie so gut wie ihre eigene, nur dass die Reichen und Schönen präsenter sind als ihre Söhne und die Tochter. Der eine Sohn lebt in Deutschland, der andere und die Tochter wohnen zwar in ihrer Nähe, doch das legendäre, dicht gesponnene Netz süditalienischer Clans, es fängt nicht mehr alle auf. „Nichts ist mehr wie früher“, sagt Anna. Ihre Augen werden feucht. Schnell drückt sie mit ihrer Hand die Tränen weg.

Als junge Mutter hat Anna in Deutschland gearbeitet, sie ging 1968 zusammen mit ihrem Mann nach Reutlingen. Damals lösten sich die familiären Bindungen. Denn Anna hat, wie viele Italiene-

Die Kinder blieben zurück, sie wuchsen bei den Großeltern auf

rinnen, ihre kleinen Kinder in der Heimat zurückgelassen, sie wuchsen zunächst bei der Großmutter in San Vito dei Normanni auf. Sie sah ihre Kinder nur zweimal im Jahr, in den Ferien kamen sie nach Deutschland, Weihnachten fuhr sie mit ihrem Mann nach Italien. Erst als die Söhne größer wurden, hat sie sie zu sich geholt.

Auf ihrem Küchenschrank steht Nippes, braune Blumenvasen und ein Bierseidel von Schwabenbräu. „Ich war glücklich in Deutschland“, sagt die burschikose Frau, deren kräftige graue Haare rebellisch vom Kopf absteigen. Sehr freundlich seien sie behandelt worden, dennoch sagt sie: „Diese Opfer würde ich nicht noch einmal bringen. Es hat sich nicht gelohnt.“

Die Sehnsucht nach ihren Kindern habe sie nächtelang nicht schlafen lassen. „Morgens ging ich mit rot geweinten Augen zur Arbeit“, erinnert sie sich. Manchmal half es zu telefonieren, aber das war kompliziert. Wenn man anrufen wollte, musste man stundenlang an der Post anstehen. „Und die Verbindung war so schlecht, man verstand sowieso kaum etwas.“ Froh waren sie, wenn in Italien wieder eine neue Regierung gewählt wurde, denn um an

die Wahlurne gehen zu können, gab es Freifahrtscheine mit der Bahn. Und nun sitzt Anna mittags allein mit einem Teller Nudeln vor dem Fernseher. In ihrem eigenen Haus. „Erst haben wir auf das Grundstück gespart. Dann haben wir das Haus gebaut.“ Aber als sie mit ihrem Mann nach vielen Jahren aus Deutschland zurückkehrte, wurde er krank und starb.

Anna schwärmt von ihrem Vermieter in Reutlingen, eine Seele von Mensch sei das gewesen, aber seine Tochter kümmerte sich nie um ihn, das war etwas, was Anna damals nicht begreifen konnte. Sie luden den alten Mann zum Essen ein, Anna kochte Spaghetti. „Er war begeistert und sagte, er wolle öfter kommen, aber dafür bezahlen.“ Er durfte nie bezahlen. Dafür richtete er ihr morgens vor der Wohnungstür einen kleinen Stoß an, Holzspäne, zerknülltes Papier und Kohlen. „Es war so kalt in Deutschland für uns, er fragte immer, ob wir den Ofen anbekämen.“ Hatte Anna Spätschicht in der Fabrik, lehnte er oben am Fenster, wenn sie nach Hause kam. „Was machst du da?“, fragte ihn die resolute Anna. „Ich passe auf dich auf“, sagte dann der Alte.

Wenn Anna in ihrem Esszimmer sitzt, sieht sie auf die Fotos ihrer verstreuten Familie. Das sei das Schlimmste an der Emigration, sagt Anna, dass die Familien auseinander gerissen wurden. „Für uns aus dem Süden war das Zusammensein immer das Wichtigste. Die Auswanderung hat das verändert.“ Vor ein paar Jahren feierte ihr Sohn in Deutschland Silberhochzeit, da trafen sich alle, die Familienmitglieder aus Deutschland und aus Italien. Anna sagt: „Das war für mich in all den Jahren der schönste Tag.“ ▶



MICHELA CARAMIA, 60, GING 1962 NACH BAD MERGENTHEIM

Sie kehrte bald zurück. Dabei hat sich das Leben in San Vito nicht verbessert

Ohne ihren Fächer geht Michela Caramia keinen Schritt vor die Tür. Michela Caramia, 60, wedelt sich durch die Stadt. Sie ist die Bilderbuch-Italienerin: temperamentvoll, ein bisschen drall geworden, aber ihre schönen runden Schultern zeigt sie gern, wenn sie im Trägerkleidchen loszieht. Sie ging 1962 nach Deutschland. Zusammen mit ihrer Mutter fand sie Arbeit in einem Kurheim in Bad Mergentheim.

War das Leben für sie als junge, unverheiratete Italienerin in Deutschland leichter als im verklemmten San Vito? Dort trugen die Frauen noch in den 60er Jahren keine Hosen, und Schwiegermütter tobten, wenn junge Frauen zu kurzärmelig gekleidet waren. Michela lacht. „Nein, die Mama war schlimmer als jeder Ehemann, ich durfte nur zum Einkaufen.“

Michela ist heute zwar schlecht auf den Beinen, aber froh im Gemüt. Sie hat später einen freundlichen Mann aus San Vito geheiratet, doch auch ihre Söhne zogen irgendwann fort nach Norditalien. In ihrer Wohnung hängen überall Porträts der Familienmitglieder. Schlechte Fotos voll guter Erinnerungen, von Hochzeiten und Taufen, von Familienfesten eben.

In den Wohnungen erinnern Fotos an die verstreute Familie

Im Sommer kommen ihre Söhne nach Hause, denn das Meer ist nicht weit von San Vito und nirgends sonst in Italien so klar wie hier im Süden. Michela und ihr Mann fahren fast jeden Tag auf ihr Stückchen Land am Ortsrand. 50 Liter Wein jedes Jahr, schwärmt Michela und zeigt auf ihre Weinstöcke. Und die Feigen! Wunderbar, so etwas gibt es nirgends zu kaufen. Michela hüpfte wie ein junges Mädchen zwischen den Bäumen hindurch, ihre schweren Beine nicht achtend.

Trotz der fortwährenden Arbeitslosigkeit kehrten fast alle zurück in die Häuser, die sie sich in Jahrzehnten an Fließbändern und auf Baugerüsten, an Pizza-Öfen und in Putzkolonnen zusammengespart hatten. Michela redet gern über ihre kurze Zeit in Deutschland, aber wenn sie sich mit den Nachbarinnen trifft, die immer wieder hinfahren, um ihre dort lebenden Kinder zu besuchen, dann schimpfen diese los. Es sei nichts mehr wie früher in Deutschland, zürnt eine Frau, schmutzig sei es geworden. „Wir haben uns nie getraut, etwas auf die Straße zu werfen. Jetzt liegt alles voll, die Chinesen und die Türken haben die Städte kaputt gemacht, diese ganzen Ausländer.“ Fremdenfeindlichkeit ist in Italien kein Fremdwort. Mitleid für die Hungerleider, die heute in Booten an der langen Küste heimlich landen, Arbeit suchen und ein besseres Morgen, dieses Mitleid konnten die eigenen leidvollen Erfahrungen nicht hervorbringen.

Michela sagt dazu nichts. Auch sie ist hin und wieder resigniert. „Es gab keine Arbeit, es gibt keine Arbeit, und wenn es an Arbeit fehlt, fehlt es an allem.“ Zwar sind die Häuser im Ort nun zweistöckig geworden, und junge Mädchen spazieren nabelfrei über die Piazza, aber noch immer verbrennt die gnadenlose Sonne alles. Michelas Nichte hat in diesem Sommer keine andere Arbeit gefunden als einen Saisonjob in einem Weinfeld, über hundert Kilometer entfernt. „Ich hätte ihr so gewünscht, dass sie es mal besser hat als wir damals“, sagt Michela, und ihr Blick verdunkelt sich. Doch dann wedelt sie wieder mit ihrem Fächer durch die Luft. Die finsternen Gedanken verscheucht sie schnell.



SALVATORA ALBANESE

Drei leere Häuser und ein arbeitsames Leben. Sie wohnt noch heute in Wolfsburg

Das Leben auch in schweren Zeiten so leicht nehmen zu können wie Michela ist eine Gottesgabe oder ein genetischer Glücksgriff, je nach Anschauung. Salvatora Albanese hat diese Gabe nicht. Niemals könnte man sie überreden, zu einem nachbarlichen Tratsch zu kommen. „Für so etwas habe ich keine Zeit“, sagt sie

Niemand dachte, der Umzug nach Deutschland würde für lange sein

barsch und presst die Lippen fest zusammen. Salvatora, die ein energisches Kinn und einen kräftigen Händedruck hat, ist inzwischen 75 Jahre alt, aber ihr Alter ist nicht der Grund, sie wäre auch vor 50 Jahren nicht spazieren gegangen. Salvatora hat sich in ihrem Leben nichts gegönnt.

Ihr Ehemann Salvatore Albanese fuhr 1962 nach Wolfsburg, und das bedeutete: zu Volkswagen. Er wohnte in der Siedlung „Berliner Brücke“, eines der Barackenlager, wie sie in vielen Orten für die Gastarbeiter gebaut wurden, mit Mehrbettzimmern und Gemeinschaftsküche. Umgangssprachlich hieß die Berliner Brücke „das Lager“.

Die Enge in den Zimmern und die Ferne zur Heimat mögen bedrückend gewesen sein, aber lustig ist es mitunter auch zugegangen. Auf Fotos aus dieser Zeit laufen junge Männer in Shorts und mit Sandalen durch den ersten Schnee ihres Lebens, grinsend wie der Weihnachtsmann, oder stehen im Feinripp-Unterhemd um den Herd, auf dem sich die Tomatendosen stapeln.

Niemand dachte, es sollte für lange sein, geschweige denn für immer. Dennoch holten die Verheirateten ihre Frauen nach. Sie schufteten gemeinsam, sparten wie die deutschen Wüstenrot-Füchse, kauften zu Hause Land, begannen mit dem Bauen. Sie brauchten das Geld nun noch dringender und konnten nicht nach Hause, denn dort gab es noch immer keine Arbeit.

Salvatore wohnte nur ein Jahr in den Baracken. Als Salvatora nach Wolfsburg kam, zogen sie in ein altes, vom Krieg beschädigtes Haus. Ihre Kinder lebten zunächst in Italien, erst für die Schule hat sie sie nach Deutschland geholt. Für die Kinder sei es am Anfang schlimm gewesen, sie fremdelten, verstanden ja die Sprache nicht, und nachts fiel in dem alten Haus der Verputz von der Decke in die Betten. Der kleine Sohn fragte: „Mama, hat Papa uns zum Sterben hergebracht?“ Diesen Satz, sagt Salvatora, vergesse sie ihr ganzes Leben nicht. Ihre Lippen zittern. Die Erinnerung macht ihr strenges Gesicht weich.

Salvatore arbeitete 42 Jahre lang bei Volkswagen, Salvatora 35 Jahre in einer Fabrik in Sandkamp. Nach Italien fuhren die beiden immer nur zum Hausbau. Drei Häuser haben sie in der ganzen Zeit gebaut, für sich und für die Söhne. Drei Häuser?

„Ja“, poltert Salvatora, die sich wieder gefangen hat, „sie sollten es einmal besser haben.“ Stolz öffnet sie das Nachbarreihenhaus in San Vito. Polstergarnituren und Fernseher, Stereoanlagen und Matratzen sind in der Mitte der Räume zusammengeschoben, warten auf Besuch. Denn ihre Kinder sind in Deutschland geblieben, und mit ihnen Salvatora und Salvatore. Nur im Sommer kommen alle zusammen ein paar Wochen hierher.

„Mein ganzes Leben hat nur aus Opfern bestanden.“ Der Satz geht Salvatora leicht von den Lippen. Ihr Leben für die Familie



Sommer in San Vito – die Sonne brennt, das Meer ist nicht weit

geopfert zu haben, das entspricht ihrer stolzen Idee vom Mutterdasein. Einmal sind sie fünf Jahre lang nicht nach Italien gefahren, weil sie Geld sparen wollten. Obwohl es einen direkten Zug von Wolfsburg bis nach Lecce in Apulien gab.

Gab es etwas, was ihr fehlte in Deutschland? Wann packte sie das Heimweh? Beim Kochen vielleicht? Salvatora murrte, es sei schwierig gewesen, die Zutaten für italienische Gerichte zu bekommen. „Spaghetti gab es schon bald, aber die Tomaten waren nie gut, und Basilikum und Zucchini, die haben erst wir den Deutschen gebracht.“ In Salvatoras Innenhof wächst nun wieder Basilikum, angepflanzt für die wenigen Wochen im Jahr, die sie hier mit ihrer Familie verbringen wird, mit den Söhnen und Enkeln in ihren drei Häusern.

War das Leben schwierig in Wolfsburg, ohne Piazza, auf der man sich treffen konnte? „Ich habe keine Piazza gebraucht“, sagt Salvatora schroff, „nicht hier und nicht in Deutschland. Wir waren eine sechsköpfige Familie, ich habe gekocht, geputzt, das war mein Leben.“ Salvatora hegt ihren stolzen Unmut. Ein schweres Leben hat sie sich als Bürde aufgeladen und lässt nicht zu, dass ihr jemand diese Last nimmt. Der Erfolg der Kinder in Deutschland ist ihr einziges Glück, ein Sohn arbeitet als Meister im Werk, die Tochter ist bei einer Bank beschäftigt. „Hier gibt es doch nur Arbeit auf dem Feld“, sagt Salvatora bitter und blickt aus dem Fenster. Wenn der Sommer vorbei ist, wird sie alle Rollläden im Haus herunterlassen und die Möbel abdecken. Doch im nächsten Jahr, wenn sie nach San Vito dei Normanni kommt, will sie im Innenhof wieder Basilikum anpflanzen. □